

Das Bernbiet ehemals und heute

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **216 (1943)**

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Bernbiet ehemals und heute.

Ins Schwarzenburgeramt.

Raum in einer andern Gegend des Bernbiets sind Ehemals und Heute so scharf und erst so kurze Zeit geschieden wie in der ehemaligen Herrschaft Grasburg, zwischen Sense und Schwarzwasser. Durch die tiefen Einschnitte der beiden Flüßchen war das anmutige Bergland im Südwesten des Kantons von der übrigen Welt abge sondert und lebte jahrhundertlang sein eigenes und eigenartiges Leben. Es bewahrte so, wie keine andere Gegend, in Sitten, Kleidern und Sprache seine urtümlichen Formen und hatte seinen etwas zweifelhaften Ruf nicht nur dem schlechten Wetter zu verdanken, das in jener Ecke sich zusammenzubrauen pflegte, sondern auch den nomadisierenden Bewohnern, die mit ihrer Schnäfelware ins Unterland kamen und nicht weit von den Zigeunern eingeordnet wurden. Das Guggisbergerländchen und vor allem Rüscheegg war der Inbegriff von Armut und Bettelei, wurde als Kinderschreck benutzt, und wenn noch Gotthelf die Anekdote erzählt von dem Landvogt, der seinen Statthalter anfährt: „Schämet Euch, mir solche Leute zu schicken als Chorrichter! Ein andermal schicket mir bräuer Leut!“ Worauf der erschrockene Statthalter erwidert: „Verzieht, Junker Landvogt, mr hei se nit, mr hei se nit!“, so verlegt er den Schauplatz auch ins Schwarzenburgische.

Und heute, seitdem die Straße und die Eisenbahn das Land erschlossen haben, gehört jener Teil des Kantons, die prachtvollen waldigen Hügel und saftigen Voralpen am Fuße der Stockhornkette zu den bevorzugten Tummelplätzen der Sommerwanderer und der Wintersportler. Behäbiger Wohlstand spricht aus den blühenden Dörfern und den stattlichen Höfen, in denen eine fleißige und geschäftige Bevölkerung ihrer schweren aber einträglichen Arbeit obliegt, und wo im Winter die herrlichen, weitgedehnten Schneefelder die Jugend zu gesundem Sport hinvlocken. Heute heißt es nicht mehr: „Fol, süsch muesch ids Guggisbärg!“, heute heißt es: „Fol, so darßsch ids Guggisbärg!“, und von dieser Erlaubnis wird mit Wonne und Ausdauer Gebrauch gemacht. Landvogt und Pfarrer haben ehemals

das Schwarzenburgerland als einen Ort der Verbannung empfunden, und nie hat ein fremder Reisender jene entlegenen und unwirtlichen Gegenden aufgesucht. In all den hundert Reiseschilderungen aus der Zeit, da die Schweiz als Reiseland entdeckt und beschrieben wurde, suchen wir umsonst einen Hinweis auf diesen Teil des Bernbietes, so daß wir uns das Ehemals nur aus Urkunden und Akten vergegenwärtigen können. Diese stiefmütterliche Behandlung von seiten der fremden Besucher der Schweiz ist um so bedauerlicher, als viele der Eigenarten an Land und Leuten schon verschwunden und abgeschliffen waren, als ihre Bedeutung für die Volkskunde erkannt wurde. In letzter Stunde hat noch Emanuel Friedli im Bande „Guggisberg“ seiner prächtigen Bücherfolge „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums“ für die Nachwelt aufbewahrt, was ihm jahrelange Forschung und aufgespürte Überlieferung zugetragen haben.

Den Zugang zur ehemaligen Herrschaft Grasburg hemmt die tiefe, waldreiche Schlucht des Schwarzwassers, das zwischen Felsblöcken und umgestürzten Baumstämmen hinunterschießt in die Sense, die in gleichgearteter, aber großartigerer Schlucht den Weg nach Norden sucht. In einem weiten Kessel, durch dessen mächtige Riesablagerungen sich die ungebärdigen Gewässer immer neue Wege fressen, vereinigen sich die beiden Flüsse nicht weit von der Stelle, an der auf kühnem Brückenbogen Straße und Eisenbahn die fast hundert Meter tiefe Schlucht überqueren. Die Landstraße führte früher tief hinunter bis zur Talsohle, auf einer steinernen Brücke über das Wasser und am jenseitigen Hang steil wieder hinan. Erst im Jahre 1882, zur selben Zeit als in Bern die Kirchenfeldbrücke gebaut wurde, führte man die Straße ebenerdig über die Schlucht auf einer ähnlichen kühnen Eisenkonstruktion, die als eine hervorragende Leistung ihrer Zeit allgemeine Bewunderung erweckte. Der Bau der zweiten Parallelbrücke für die im Jahre 1906 eröffnete Eisenbahn hat das wunderhübsche Landschaftsbild, das sich besonders von der Talsohle her bietet, etwas beeinträchtigt, aber immer noch freut man sich an dem imposanten



Alte Guggisbergertracht
Von Franz Niklaus König, um 1800

Werk, das Menschenhände in diese wilde Einsamkeit hineingebaut haben. Die Romantik des Schwarzwasser- und Senjetales übt denn auch eine ganz besondere Anziehungskraft aus, und heute, wo die malerischen Schluchten so rasch erreichbar sind, bieten sie dem Städter den denkbar idealsten Freiluftbadeplatz. An gewaltigen,

Die Grasburg.

Auf schmaler Erdbrücke nur ist der inselartig isolierte mächtige Felsen vom waldigen Ufer aus erreichbar, und der Schloßweg ist stellenweise tief in den Felsen künstlich eingehauen. Auch die Reste der Burg, die auf dem Felsen thronen, sind



Ruine Grasburg.

Phot. Zbinden.

senkrecht abfallenden Flüssen und mit verwildertem schwarzen Tannenwald bewachsenen Hängen vorbei zwingt sich die Sense, die wilde Tochter der Stockhornkette, vorbei durch das breite Bett, das sie mit mächtigem Riesegeshiebe ausgefüllt hat und durch das sie sich nach jedem Gewitterregen wieder einen neuen Weg sucht.

Mitten in dieser großartigen Natur, am rechten Ufer der Sense, auf hohem, ringsum steilabfallenden Felsen liegt breit hingelagert die schönste und bedeutendste Burgruine des Kantons,

aus mächtigen Sandsteinquadern so geschickt dem Felsen angefügt, daß man oft kaum unterscheiden kann, was die Natur und was Menschenhände geschaffen haben. Es ist ein weitgedehnter Gebäudekomplex um einen großen Hofraum herumgruppiert, östlich die Vorburg, westlich die Hauptburg mit der Zisterne auf dem äußersten Punkt über dem schroffen Abfall zur Sense und mit der in den Felsen gehauenen Burgtreppe zum Fluß hinunter. Von jeher hat die prachtvolle Ruine und ihre malerische Umgebung die Freunde einer

romantischen Natur und alten Sagenumspinnenen Gemäuers angezogen, aber unaufhaltsam schritt der Verfall der von üppigem Baumwuchs überwucherten Ruine weiter. Im Jahre 1894 ging sie mit der nahegelegenen Schloßlibefestung, in der seit 1903 das Kinderferienheim der Stadt Bern untergebracht ist, in den Besitz der Stadt über, und in der Folge wurde dank der Bemühungen von Geschichtsfreunden und des Historischen Vereins die Ruine restauriert, gesichert und soweit wünschbar freigelegt, so daß sie heute ein vorbildliches Beispiel eines mittelalterlichen Wehrbaues darstellt, ohne doch ihren romantischen Zauber eingebüßt zu haben. Hand in Hand mit der baulichen Arbeit ging die historische Untersuchung durch J. Burri, der seine Ergebnisse in mehreren Bänden des Archivs des Historischen Vereins niedergelegt hat.

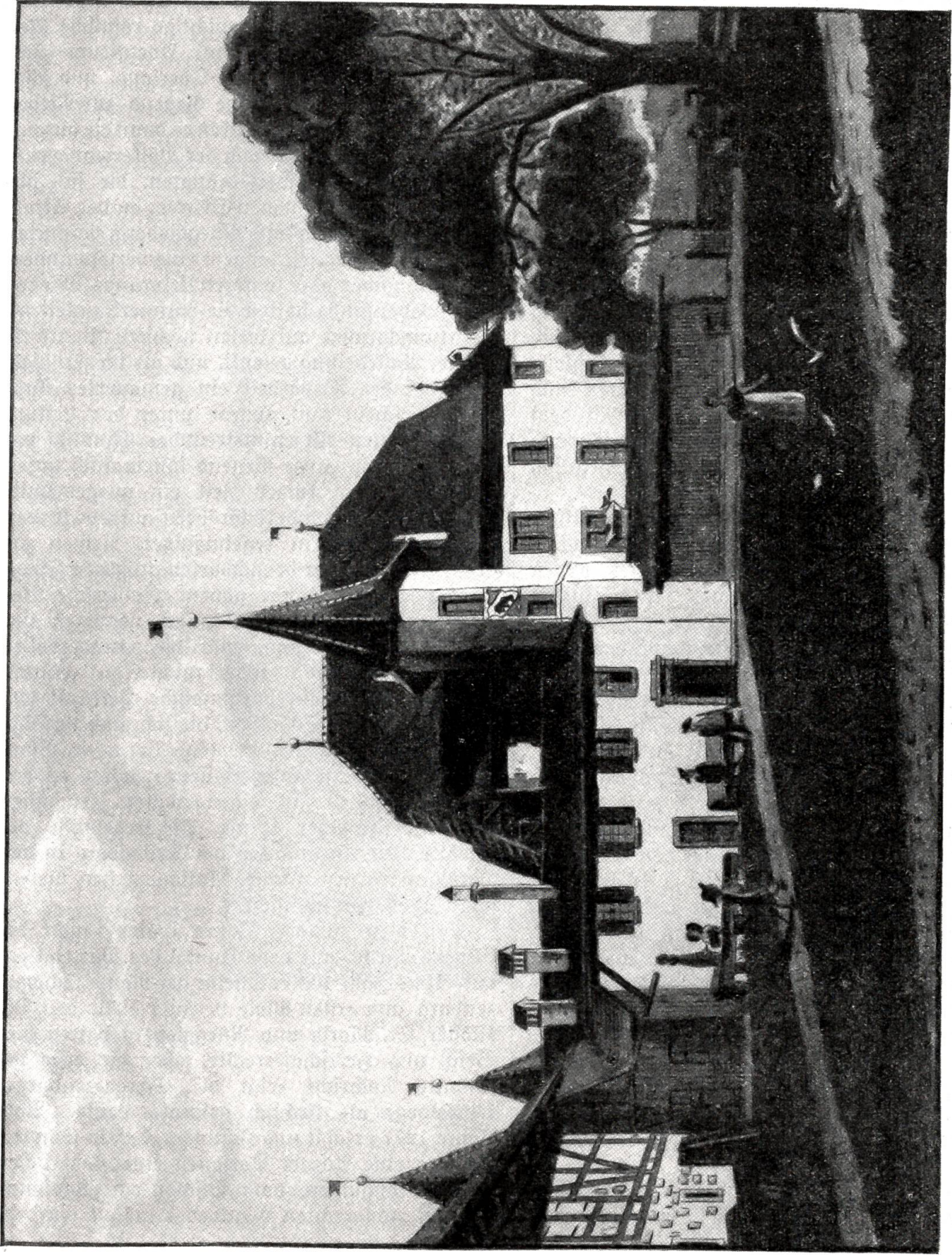
Das alte Schloß, wie es noch heute genannt wird, war noch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts bewohnt, zuletzt von den jeweiligen Landvögten, die abwechselnd von Bern und Freiburg gewählt wurden, als deren gemeinsame Herrschaft das Schwarzenburgerland bis 1798 verwaltet wurde. Die Grasburg war vermutlich eine zähringische Gründung, wurde dann als Reichsfeste von den Kyburgern und Habsburgern mit Bögten versehen und kam 1310 durch Verpfändung des Königs Heinrich VII. an Savoyen. Unter dessen Herrschaft verblieb die Feste Grasburg mit dem ganzen den heutigen Amtsbezirk Schwarzenburg umfassenden Land mit wenigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1423. Damals hat Savoyen die Herrschaft an Bern und Freiburg um 6000 französische Schildtaler in Gold verkauft. Den savoyischen Kastellanen folgten nun als Schloßherren die Landvögte, bis sie im Jahre 1576 das neue Schloß Schwarzenburg beziehen konnten, das nicht nur bequemer gelegen, sondern auch bequemer zu bewohnen war. Die alte, ausgeräumte Burg aber überließ man schnellem Zerfall.

Unten am Fuße der Ruine führt ein Steg über die Sense, den man benutzen kann, um über den Haris nach Albligen, dem schönen, ganz von Freiburgergebiet eingeschlossenen Bernerdorf mit seinem herrlichen Aussichtspunkt Sommerau zu gelangen. Der Fahrweg geht von hier bei der

wildromantischen Ruchmühle auf der neuen 1906 erstellten Brücke über die Sense und steil hinauf nach Lanzenhäusern und zum nahen, stattlichen Dorfe

Schwarzenburg.

Von überallher müssen wir hinuntersteigen in die grüne Mulde, in die das stolze Dorf sich hingebettet hat, zum großen Teil beinahe städtisch gebaut, Haus an Haus, zu einer malerischen, schönen Dorfstraße, in deren Mitte die Dorflinde bei der Verzweigung der Straße den Mittelpunkt der Dorfschaft bildet. Jenseits steigen die Straßen wieder an, von denen die eine ostwärts nach Riggisberg und Thun führt, die andere hinauf nach Guggisberg und an den Fuß der Ausläufer der Stockhornkette. An dieser Straße liegt außerhalb des Dorfes das neue Schloß, der Amtssitz des großen Bezirkes Schwarzenburg. Es wurde 1575 erbaut als Residenz des Landvogts, später der Oberamt männer, und verlor damit dem Dorfe wieder die Bedeutung, die ihm vermutlich eine ursprüngliche schwarze Burg schon gab, bevor die Grasburg als Ort größerer Sicherheit gebaut wurde. Diese Bedeutung als eigentlichem Mittelpunkt der ganzen Landschaft verliehen dem Dorfe schon seit ältester Zeit die bedeutenden Jahrmärkte, die schon zur Zeit der Savoyer den Schwarzenburgern zugestanden worden waren und noch heute vielbesuchte Viehmärkte sind. Welches Gewicht man ihnen beilegte, erhellt aus der eigenartigen feierlichen Eröffnung des Frühlingmarktes, deren Hergang uns Jenzer in seiner Heimatkunde des Amtes Schwarzenburg schildert: Es bildete sich jeweilen im Schloßhofe zu Schwarzenburg ein feierlicher Zug, bestehend aus der Feldmusik, einer Anzahl Bürgermilizen als Marktwache, dem regierenden Herrn Landvogt und den sämtlichen Geistlichen des Amtes, denen sich noch oft solche der Nachbargemeinden beigesellten; diesen folgten der Statthalter, der Landesvenner und die Weibel in der Standesfarbe. Alle zogen die Allee entlang, das Dorf hinunter, durch die wogende, gaffende Volksmenge hinaus auf den vortrefflich gelegenen Marktplatz, wo sie auf dessen höchstem Punkt in einer geraden Linie sich aufstellten. Hierauf teilte der Weibel zu Schwarzenburg der lautlos



Schloß Schwarzenburg als Sitz des Oberamtmanns.
Nach einem Stich von Weibel um 1825.

horchenden Menge mit, daß man diese Jahrmärkte, die mit dem Frühjahrsmarkte eröffnet werden, der Gnade des Herzogs von Savoyen und „Königs von Sardinien“ zu verdanken habe, der sie im Jahre 1412 den freien Mannen zu Grasburg als Belohnung für die seiner Krone jederzeit bewiesene Treue gnädigst bewilligt, und wie dieses Recht später durch die hohen Stände Bern und Freiburg „großgünstigst“ ebenfalls zugestanden worden sei. Dann wurde diese Erinnerung mit einer ernstern Ermahnung zur Redlichkeit und Aufrichtigkeit im Kaufen, Verkaufen und Tauschen und mit einer feierlichen Warnung vor Betrug geschlossen, worauf der Zug sich wieder in gleicher Ordnung nach dem Schlosse begab und wahrscheinlich für die Herren und Gäste mit einem Schmause endigte. Mit dem Ende der landwüthlichen Herrlichkeit verschwand auch dieser hübsche Brauch, dafür vermehrte sich die Zahl der Märkte bis auf acht.

Noch eine Eigentümlichkeit weist das stattliche Dorf auf: es hat keine Kirche, die sonst den natürlichen Mittelpunkt des Berner Dorfes bildet. Dagegen steht mitten im Dorfe das originelle, an nordische Vorbilder gemahnende Käppeli, eine im Jahre 1466 von den Deutschordensherren erbaute Kapelle, die lange Zeit dem Wochengottesdienst eingeräumt war, dann vernachlässigt wurde und nur noch als Schopf diente. Erst die jüngste Zeit hat das ehrwürdige Bauwerk wieder zu Ehren gezogen. Es ist dem Gottesdienst zurückgegeben und gut restauriert worden. Die Kirche von Schwarzenburg aber stand von jeher oben auf der ausichtsreichen Höhe von Wahlenen. Sie wird schon 1228 genannt, kam 1338 an die Deutschordensherren von Köniz und 1729 mit der ganzen Kommende Köniz an den Staat. Daß am Kirchturm vier sonderbare Steingefichter eingemauert sind und an der Außenseite des Chors noch das Wappen des deutschen Ordens zu sehen ist, macht das Kirchlein weniger bemerkenswert als die prachtwolle Rundsicht, die sich dort oben aufthut. Seit wenigen Jahren erinnert ein Gedenkstein an den bernischen Regierungsrat Joh, der dort angesichts des ihm so lieben Bernerlandes begraben ist.

Das Schwarzenburgerland war nicht immer die weltabgelegene Gegend, die sie bis vor hundert

Jahren gewesen ist. Zahlreiche Spuren verraten frühe Besiedelung. Eine wichtige römische Verbindungsstraße führte von Aventicum über Schwarzenburg ins Berner Oberland, und schon damals lockte die anmutige Gegend zur Niederlassung. Vor allem aber waren es dann die burgundischen Germanen, die nach der Völkerwanderung in die westliche Schweiz drängten, die sich hier oben festsetzten. Im nahen Elisried, an der Straße von Schwarzenburg nach Rüeggisberg, vermutete die Überlieferung seit langem eine verschwundene Stadt römischen oder späteren Ursprungs. Wiederholte Bodenfunde hatten die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher auf diesen höchsten Punkt römischer Ansiedelung gelenkt, und als im Frühjahr 1884 bei der Feldarbeit ein gemauertes Grab zum Vorschein kam, wurde unter der Leitung des verdienten Altertumsfreundes Edmund von Fellenberg die ganze Gegend systematisch untersucht, wobei in kurzer Zeit ein ausgedehntes Gräberfeld mit hundert Gräbern aufgedeckt werden konnte, die in regelmäßigen Reihen angeordnet von einer benachbarten größeren Siedelung zweifellos Kunde gaben. Zahlreiche Beigaben, meist prächtiger Schmuck, verrieten eine friedliche Bevölkerung, und die wundervollen reichverzierten und silbertauschierten Gürtelschnallen wiesen auf burgundische Herkunft hin. Diese prächtigen Schnallen, die sich auch in Südfrankreich und in nächster Nähe Berns, in Bümpliz und Wabern finden lassen, gehören zu den hervorragendsten und eigenartigsten Zeugnissen frühmittelalterlicher Kunst. Die Ergebnisse der erfolgreichen Ausgrabung hat Fellenberg in den Mitteilungen der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft 1886 veröffentlicht.

Erst viele hundert Jahre später taucht die Gegend wieder aus dem Dunkel des Mittelalters auf. Ums Jahr 1000 erscheint der Name Schwarzenburg zum ersten Male in einer Urkunde. Die Klöster St. Moriz und Rüeggisberg hatten hier Besitz und Herrschaftsrechte, aber die erste bestimmte Nachricht zeigt die Schwarzenburger keineswegs als kirchlich gesinnte Leute. Vom Jahre 1277 erzählt uns Justinger, daß in Schwarzenburg eine Anzahl Personen einer ketzerischen Irrlehre anhängen, vom Bischof von Lausanne umsonst zum rechten Glauben ermahnt wurden,

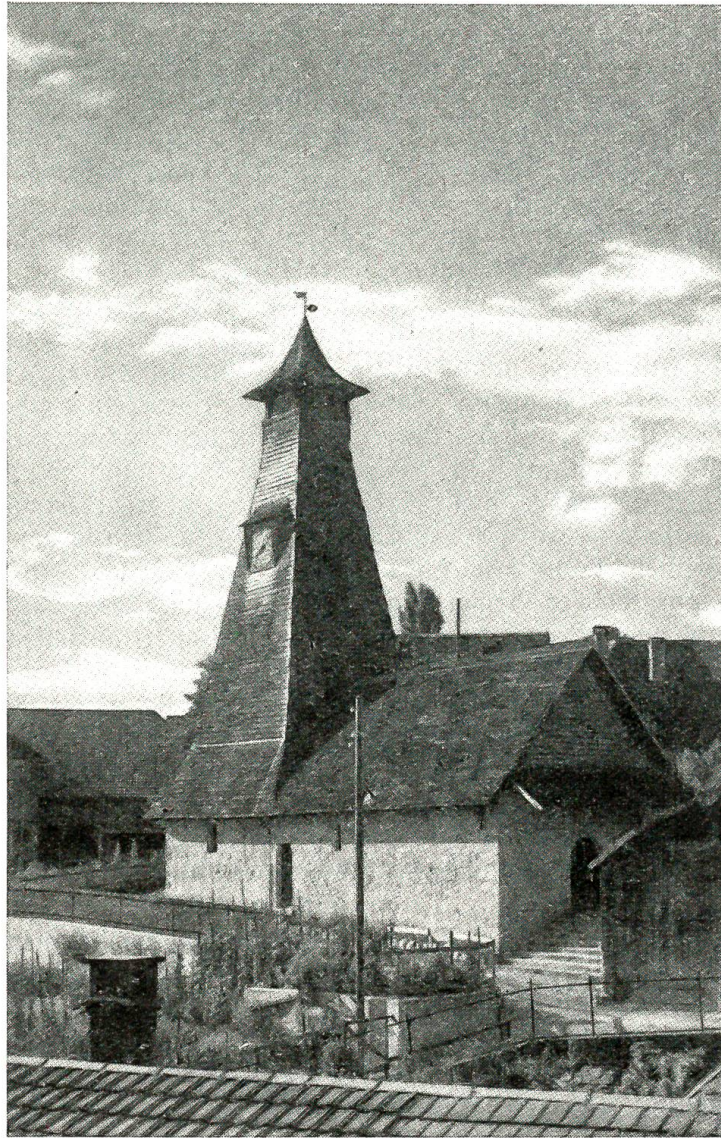
darauf in peinliche Untersuchung gezogen und durch den Mönch Humbert aus dem Predigerkloster in Bern verhört wurden. Das Ergebnis war das damals übliche, daß die armen Leute nach Ostern lebendig verbrannt wurden.

In den Streitigkeiten zwischen den benachbarten Zähringerstädten Freiburg und Bern während des Gümnen- und Laupenkrieges hatte die Landschaft Grasburg als zwischenliegendes Gebiet allerlei Ungemach auszustehen. Schon 1333 erzwangen sich die Freiburger den Durchmarsch, um über den Längenberg die Berner hinterrücks zu überfallen und Belp zu verwüsten. Als sie nach der Schlacht bei Laupen dasselbe Manöver wiederholten, da „verdroß das die von Bern sere an die von Grasburg, und zugen us mit der paner gen Swarzenburg, gen Waleron und gen Guggisberg und verbranden daz alles zu grund und namen großen roub und zugen über den Lengenberg wieder harheim“. Noch schlimmer erging es dem Lande im Freiburgerkrieg von 1448. Da kamen die Freiburger unter ihrem Hauptmann Ludwig Meyer 600 Mann stark ins Land und verheerten Guggisberg und

Schwarzenburg und die viere Dörfer ringsum, weil die Bewohner der seit zwanzig Jahren gemeinsamen Herrschaft ihrer Sympathie für Bern zu deutlich Ausdruck gegeben hatten. Als die Berner von diesem Raubüberfall vernahmen, zogen sie ihrerseits auf dem kürzesten Weg gegen Freiburg und schlugen die Freiburger, die mit ihrem geraubten Vieh nicht schnell genug in die Stadt zurückkehren konnten, vor den Toren Freiburgs blutig aufs Haupt.

Auch sonst hatte das Schwarzenburgerland oft schwere Zeiten durchzumachen, so im Jahre 1349, als die Pest in unerhörter Weise wütete, daß in Bern „etlichs tags sechzig lichen da waren“, da wurde auch die Herrschaft Grasburg furchtbar heimgesucht, daß man noch ein Jahrzehnt später mit „vor dem Sterben“ und „nach dem Sterben“ rechnete. Die Zeit unter der Herrschaft von Bern und Freiburg war im allgemeinen eine ruhige und friedliche.

Die Landvögte mußten alljährlich den Abgeordneten der beiden Städte in Murten Rechnung ablegen. Bis 1505 erfolgte der Wechsel alle vier Jahre, nachher alle fünf Jahre. Schon zur Zeit der savonischen Herrschaft hatte Bern



Das Käppeli in Schwarzenburg.

Phot. Binder.

gewisse Rechte an der Landschaft, und auch während der gemeinsamen Regierung mit Freiburg hatte es allein die hohe Gerichtsbarkeit, die Appellation in Zivilsachen, und die obrigkeitlichen Beamten trugen nur Farbe und Kleidung des Standes Bern. Bern führte auch im ganzen Gebiet die Reformation ein, was allerdings nicht ohne jahrelange Reibereien mit seinem Mitherren abging. Die schwere Pflicht, zweien Herren dienen zu müssen, hat den Bewohnern des Schwarzenburgerlandes das Leben nicht leicht gemacht, vor allem seufzten sie unter der Last der Armemot. Alles Bettler- und Bagentenvolk aus dem Unterland wurde in diese Gegend abgeschoben, wo am Fuß der Stockhornkette noch weitgedehnte unverteilte Allmenden und Waldungen zur Ansiedelung offen standen. Im 18. Jahrhundert fand so eine eigentliche Einwanderung von zweideutigem Gesindel statt, das unter dem Deckmantel eines Gewerbes, meist als Kehler und Korber, im Unterland auf gut Schick ausging und oben der Gemeinde auf dem Halse lag. Erst die neue Zeit konnte dieser Geißel und der mit ihr eng verbundenen Branntweinpest Meister werden. Und heute gehört das Schwarzenburgerland zu den blühendsten Gegenden mit seiner ergiebigen Viehzucht, dem aufstrebenden Gewerbe und der Industrie, die seit der Bahnverbindung auch hier oben Fuß fassen konnte.

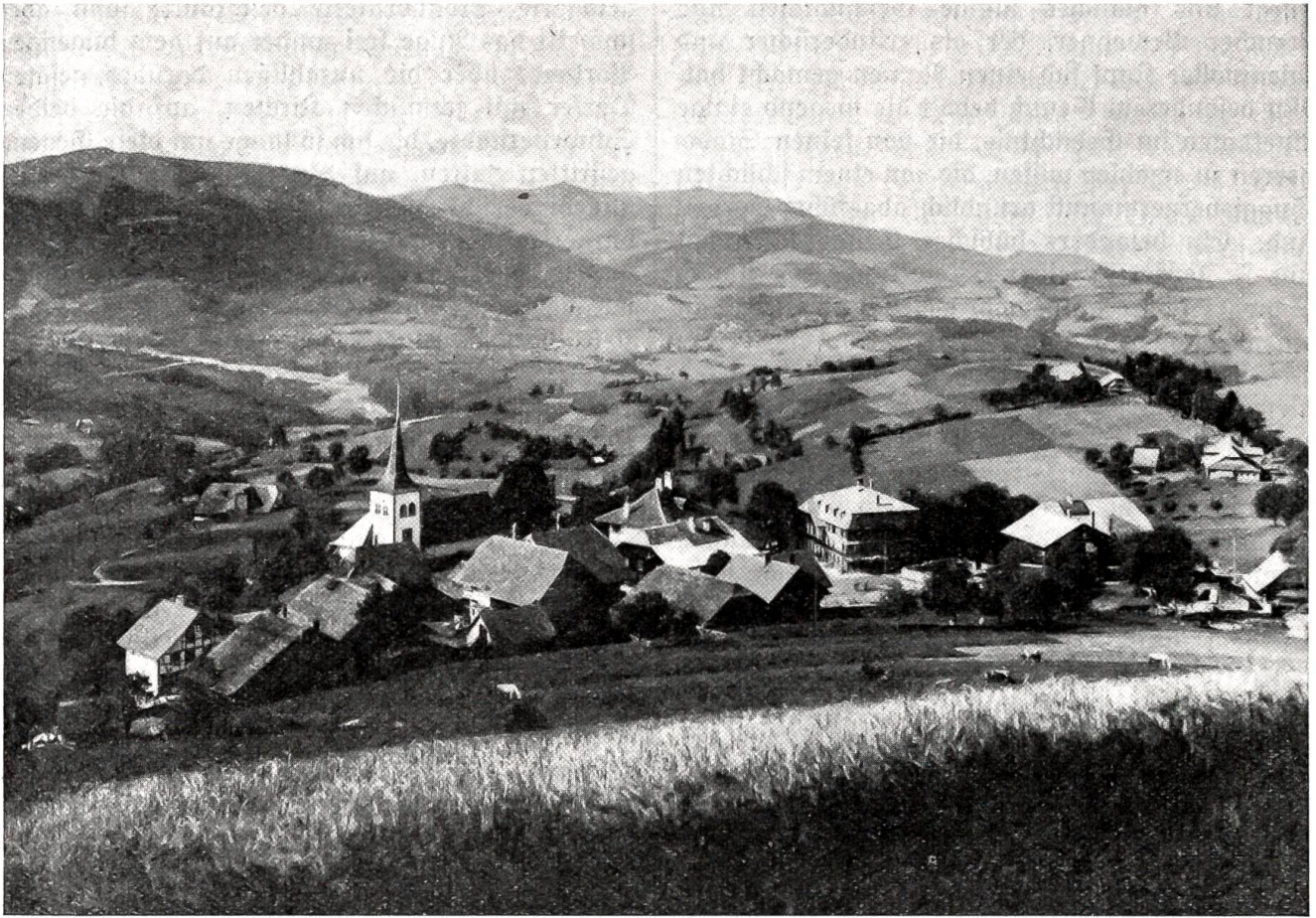
Über grüne Hänge und durch dunkle Tannenwälder führt die schöne Poststraße von Schwarzenburg hinauf nach

Guggisberg.

Größer und größer erhebt sich vor uns der mächtige Rückgrat des Guggershorns mit seinem charakteristischen, nach Westen zu vorspringenden Kegel. Eine letzte Wendung, und wir schauen hinüber zu den auf einem eigentlichen Lueginsland hingestreuten Häusern der weitverzweigten Gemeinde und des Pfarrdorfs Guggisberg. Diese fast 1000 Meter hoch gelegene Landschaft gehört unstreitig zu den interessantesten und eigenartigsten Gegenden des Bernbiets, nicht nur ihrer natürlichen Vorzüge wegen, sondern besonders in volkskundlicher Beziehung, da hier die Weltabgeschlossenheit der Erhaltung des Alten und der Ausbildung selbständiger Eigenart außer-

ordentlich entgegenkam. Wohl ist vieles verschwunden. Die altberühmte, nichts weniger als vorteilhafte Tracht der Guggisbergerinnen mit dem einzwängenden Mieder, das die Formen der Büste in unschön übertreibender Weise zum Ausdruck brachte, mit dem kurzen, gefältelten, kaum bis zu den Knien reichenden Röckchen und den weißen Zwickelstrümpfen mit schwarzem Strumpfband, ist vollständig verschwunden, so vollständig, daß sie sogar in den Museen zur Seltenheit gehört. Sie hat zu allen möglichen und unmöglichen Vermutungen Anlaß gegeben; heute würde der kniefreie Rock kaum mehr solches Aufsehen erwecken wie vor hundert und mehr Jahren, da der Anblick einer weiblichen Wade die Gemüter in Aufregung brachte. Diese Guggisberger Grazien waren denn auch ein begehrter Vorwurf für den Stift des Zeichners, und unzählige Male sind sie in Bildern und Stichen dargestellt worden, von denen aber die wenigsten dokumentarischen Wert besitzen. Einzig das Bild aus der Trachtenfolge von Reinhart dürfte vor dem wirklichen Modell gemalt worden sein. Den Zeitgenossen erschienen diese auffallenden und fremdartigen Mädchen und Frauen, wenn sie nach Bern auf den Markt kamen, als Inbegriff der damals so verpönten Natürlichkeit, und sie schlossen daraus auf das Wesen ihrer Heimat. „Hier wohnt der Geist der Freiheit in seiner ersten unkultivierten Kindheit, mit aller der Kraft und Kühnheit, mit aller der Gutmütigkeit und Fröhlichkeit, welche durch das Gefühl der glücklichsten Unabhängigkeit und die Angewöhnung an dieselbe erzeugt wird. Dieses Volk liebt leidenschaftlich den Tanz, und in den benachbarten Bädern im Gurnigel, wo die jungen Leute des Sonntags zu ihrem Vergnügen hingehen, ist es nichts Seltenes, die gleichen Tänzer und Tänzerinnen zwölf bis fünfzehn Stunden nacheinander auf dem Tanzplatze zu sehen, ohne andere Zwischenräume von Ruhe, als die wenigen Augenblicke, welche zum Essen und Trinken, oder um sich Artigkeiten zu sagen, bestimmt sind.“

Auch die kurze Kniehose, die lange Kutte und der breite Hut der männlichen Bewohner lebt nur noch in alten Bildern fort, doch bleibt noch genug des Eigenartigen, vom klassischen alten sentimentalen Guggisbergerlied vom „Breneli



Guggisberg mit Blick ins Freiburgerland.

Nr. 6225. *BRB* 3. 10. 39. — Phot. Zbinden.

ab em Guggisbärg“ bis zum urkräftigen Mutterwiz, der sonst dem langsam bedächtigen Berner Landvolk nicht eigen ist. Schlagfertigkeit und rasche Auffassungsgabe unterscheiden den Guggisberger wesentlich vom Unterländer. Was aber im Guggisberg noch geblieben ist, ist sein in mancher Beziehung interessantes und von der Sprache des Unterlandes abweichendes Idiom. Es zeichnet sich besonders aus durch eine ganz selbständige Flexion, einen eigentümlichen Gebrauch der Präpositionen und Adverbien. Durch Friedlis Bärndütschband ist uns nun das gesamte Sprachgut mit phonographischer Treue erhalten.

Wie Schwarzenburg, so hat auch Guggisberg seinen Markt eigentümlicher Art, den „Schafscheid“ zu Ryffenmatt, der jeweilen auf den ersten

Donnerstag im September fällt. An diesem Tage kommen die sämtlichen Schafherden, die den Sommer über auf den zum Amte gehörigen, dem Rindvieh unzulänglichen Bergen zubrachten, hier zusammen. Ihre Zahl beläuft sich auf mehrere tausend. Da finden sich denn ihre Eigentümer ein, um sie wieder an die Hand zu nehmen, zu „scheiden“. Mit ihnen kommen von nah und fern Händler und Metzger, und der „Scheid“ gestaltet sich zu einem großartigen Markt. An Krambuden, improvisierten Wirtschaften und Zelten ist kein Mangel, und gar mancher bringt mit seinen Schafen auch etwa „einen Fahren“ heim.

Daß der Guggisberger an Intelligenz und Witz es mit jedem durch derartige Eigenschaften bekannten Menschenschlag aufnimmt, das ver-

bürgt uns manches lustige Geschichtchen und mancher Bewohner, der als erfinderischer und talentvoller Kopf sich einen Namen gemacht hat. Mit besonderem Genuß behält die Gegend einige Anekdoten im Gedächtnis, die von feinen Stadtherren zu erzählen wissen, die von einem schlichten Guggisbergermannli gründlich abgeführt worden sind. Ein besonders hübsches Geschichtchen hat uns J. Jenzer in seiner Heimatkunde des Amtes Schwarzenburg aufbewahrt. „War da einmal an einem schönen Maitage dem ‚Kropfmärti‘ ein starker junger Bienenschwarm zugeflogen, und niemand kam, den herrenlosen Flüchtling zurückzuordern. Nur der gestrenge Herr Landvogt, der Wind von dem Vorfall bekommen hatte, ließ ihn durch einen seiner dienstbaren Geister auffordern, auf der Stelle den ‚Imp‘ aufs Schloß zu bringen, ‚denn solches Gut gehöre der Regierung, nicht ihm‘. Märten wurmte der Befehl, doch ging er mit dem Imp. Dem Donnerstujon wollte er es reisen, sagte er, packte das Bienenvolk im Korbe auf ein ‚Räf‘ und trappte Schwarzenburg zu. Im Schlosse angekommen, wurde er mit der süßen Kost sogleich ins Audienzzimmer beschieden. Freundlich schmunzelnd hieß ihn der ‚gnädige Herr‘ willkommen. Gelassen löste Märti seinen Korb mit dem Brett ab, stellte ihn dicht vor den Herrn und sagte: ‚Da heit Ihr jeh dä Imp; aber der Chorb ist de mine.‘ Bei diesen Worten hob er schnell den Korb vom Brett, klopfte den summenden Inhalt vor dem Herrn aus auf den Tisch und machte sich mit seinem Eigentum, Korb und Räf, aus dem Staube. Wie lange der ‚Gnädige‘ der wohlbewahrten Schar Audienz gegeben, um ihr einen Begriff von seinem Eigentumsrecht auf sie beizubringen, darüber schweigt die Geschichte.“

Der Hauptanziehungspunkt für die Besucher von Guggisberg, besonders für die aus der untern Gegend, ist aber das Guggershorn, das weithin in die Kantone Bern und Freiburg hinausschauende Wahrzeichen Guggisbergs. Es ist eine isolierte, 1297 Meter hohe Nagelfluhpyramide, deren oberster Gipfel auf einer langen Holzleiter erstiegen werden muß und deren „Känzeli“ einen ganz überraschend schönen und weiten Blick in das schweizerische Mittelland eröffnet. Nur der Ausblick auf die Schneeberge ist durch die vor-

gelagerte Stockhornkette beschränkt; sonst aber schweift das Auge frei umher auf dem hügeligen Vorland, über die unzähligen darüber gesäten Dörfer mit schmucken Kirchen, auf die beiden Schwesterstädte, die sich so lange um diese Gegend gestritten hatten, auf Bern und Freiburg, und ungehindert bis hinüber zum Murten- und Neuenburgersee. Es ist einer der lohnendsten Aussichtspunkte, der mit der Eröffnung der Schwarzenburgbahn zu einem der besuchtesten Ausflugsziele von Bern aus geworden ist, da er auf prachtvollem Wege sehr bequem zu erreichen ist.

Über die Egg hinweg führt der Weg hinüber nach den hübsch gelegenen und beliebten Bädern, dem Ottenleuenbad und dem Schwefelbergbad am Fuße der Stockhornkette. Und in größter Nähe dieser mehr von einfacheren Gästen besuchten Bäder steht neu wieder das altberühmte Gurnigelbad, ein moderner Riesenbau in den wundervollen Waldungen, ein Stelldichein der elegantesten Welt, die aus allen Ländern hier zusammengeströmt, um an der alten Schwefelquelle Heilung, in der herrlichen Natur Erfrischung und in dem mit allem modernen Luxus und Komfort ausgestatteten Prachtspalast Unterhaltung zu suchen.

Unten, zu Füßen des Guggershornes, aber liegt das Dorf Plaffeien, das vor dem schrecklichen Brande vom 1. Mai 1906 mit Recht als eines der schönsten Dörfer galt, von wo der Weg in das waldige Tal hineinführt, in dessen Hintergrund der entzückende, stille, von hohen Felsen umgebene Schwarzsee, eine landschaftliche Perle, verborgen liegt.

Halt in Tangermünde.

Der Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck huldigte mit großer Leidenschaft dem edlen Jagdwerk. In seinen ausgedehnten Jagdgründen wäre es ihm aber unmöglich gewesen, auf strammem Fußmarsch das Revier zu erreichen. Er bediente sich daher in vorgerücktem Alter einer leichten, einfachen Kalesche, die ihn jeweils in das gewünschte Revier hinaus brachte.

Eines Tages wollte Bismarck in das Revier nahe der Elbe fahren, jenseits des Städtchens